

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ein ungeistlicher Rat, aber er hilft

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Meine liebe Lotte, wenn du dieses Geld findest, ist deine alte Ruhme nicht mehr am Leben. Ob ich recht handle, daß ich das Geld in das alte Gebetbuch klebe, weiß ich nicht; doch bleibt mir keine Zeit mehr, anders für dich zu sorgen. Ich wünsche, daß du dasselbe in der rechten Not erhältst; — denn erst dann betet der Mensch, wenn es ihm an Hilfe gebricht. Siehe, ich lege die Scheine, an denen ich mein ganzes Leben hindurch gespart habe, für dich, Lotte, auf das schöne Bibelwort: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Und so möge Gott geben, daß ich dich mit diesem Notpfennig erfreue. Deine Ruhme Luise Heinze.“

Tief ergriffen hielt Lotte sein schluchzendes Weib umschlungen. „Ja, Lotte, ich will meine Augen aufheben mit dir; wir wollen ein neues Leben beginnen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es nicht weiter so fort gehen kann und ich denke, mit Gott wird's am besten gehen.“

Das Glück war jetzt ebenso reichlich in das Haus eingezogen wie zuvor das selbst bereitete Mißgeschick. Franz erhielt sehr lohnende Arbeit und wurde von Stund an ein rechtchaffener, braver Mann. Das Erbe aus der Postille kam nach der Sparkasse und bald waren auch alle Schulden gedeckt. Der Erblasserin aber hat das junge Ehepaar ein schönes



„Ja, was ist denn das, Lotte?“

Marmorkreuz als Zeichen der Dankbarkeit auf das Grab gesetzt, und Frieden und Segen wohnten von nun an in ihrer Häuslichkeit.

Ein ungeistlicher Rat, aber er hilft.

1.

„Guten Tag, Herr Pfarrer.“
 „Schön Dank, Biedermännin.“
 „Ich hätt' eine Angelegenheit.“
 „Was ist's?“
 „Ich soll ihn heiraten.“
 „Wer will's denn haben?“
 „Der Bürgermeister leid't's nimmer anders.“

„Lang genug ist's her, daß Ihr mit- und voneinander lebt.“

„Mehr als fünfundzwanzig Jahr'!“

„Da könntet Ihr Eure grüne und silberne Hochzeit miteinander feiern; habt auch alle zwei schon weiße Haar' genug und weiße könntet Ihr auch sein.“

„Ach ja! Und wir müssen jetzt dran.“

„Wollt Ihr denn auch?“

„Er wollt' schon, aber ich . . . Ich krieg's dann böß; ich kann ihm dann nicht mehr davonlaufen, und nachher hab' ich's verloren. Taub hat er mich schon geschlagen, dann kratzt er mir auch noch die Augen aus und haut mich

frumm und lahm, wenn er einmal zuviel hat.“

„Dann müßt Ihr's eben lassen.“

„Ja aber . . . ich kann's doch auch nicht über's Herz bringen, wenn er seine Ordnung nicht hat und am Sonntag kein sauber Hemd.“

„Da heißt's eben entweder oder: entweder zusammengehen oder auseinander; ein drittes giebt's nicht.“

Der Bürgermeister leidet's nicht und die gute Sitte auch nicht. Was wollt Ihr denn?“

„Ich hätt' halt Ihren Rat gewollt, Herr Pfarrer.“

„Rat? Da ist guter Rat teuer. Den besten Rat müßt und könnt Ihr Euch selber geben: Ihr kennt ihn und Euch am besten, und wie 's Zusammenleben und 's Alleinleben thut, wißt Ihr ja auch. Also müßt Ihr selber

Euch raten.“

„Ja, ich weiß zum voraus, was ich thu', 's wird mich gereuen!“

„Also.“

„So muß ich halt in den sauern Apfel beißen.“

„Aus dem Paradies wird's Euch nicht treiben.“

„Nein, das nicht mehr. — Da sind meine Papiere.“

„Was, Ihr waret schon mit ihm verlobt und ausgerufen?“

„Ja, 's ist nichts draus geworden.“

„Schon vor dreißig Jahren!“

„Ist's schon so lang her? — So. Ja, seit dreißig Jahren sind wir nie einig geworden.“

„Nun, auch der Dreißigjährige Krieg hat schließlich einen Frieden gehabt. Also schließt einen Frieden im Münster.“

„Also rufen Sie uns in Gottes Namen aus. Ins drei Teufels Namen sind wir oft schon ausgerufen worden. Hoffentlich hilft's was.“

„Wollen's hoffen.“

„Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Biedermännin.“

Es war zwar keine Biedermännin, nein, aber auch keine Bittermännin, wie's die Leute hier zu Land aussprechen.

Eine tüchtige Wäscherin, sauber im Anzug und im Haus ehrlich und aufrichtig und roh auch nicht. Das ist schon eine ganze Summe guter Eigenschaften, mit denen man bei mancher und manchem zufrieden wäre.

Der Pfarrer hatte sich oft gewundert, wie sie's mit dem kleinen ruppigen Kerl, dem Karl Rupp haben mochte. Aber die Liebe ist überhaupt ein Wunder, die wilde so gut wie die zahme. Nun, mochte sie jetzt auch ihre Wunder thun, wenn sie die zwei unauf löslich aneinander gefesselt hatte.

2.

Vierzehn Tage darauf war die Hochzeit. Die beiden alten Leute erschienen ehrbarlich im schwarzen Sonntaganzug mit zwei Zeugen, eine Anzahl Neugieriger hielt der Kirchendiener draußen.

Die zwei Zeugen blieben in den Kirchenstühlen im Schiff des großen Münsters, die Brautleute standen im Chor vorm Altar, so daß der Pfarrer sozusagen mit ihnen allein war. Denn die Zeugen drunten konnten nur teilweise verstehen, was der Pfarrer sie hören lassen wollte; das waren die Gebete, die Trauformel und einige Mahnungen und Tröstungen für die beiden Brautleute und die Braut. Was er dem Bräutigam sagte, das geschah eigentlich unter vier Augen oder vielmehr unter vier Ohren, denn die taube Biedermännin verstand nichts davon. Aber es muß etwas sehr Ernstes und Bewegliches gewesen sein; denn der Rupp machte erst ein gar langes, dann ein gar feierliches und endlich ein sehr gerührtes Gesicht, wäh-

rend seine taube Ehehälfte erst stumpf, dann fast leichtsinnig munter aussah. Als endlich die entscheidende Frage kam, sagte der Bräutigam ein schluchzendes herzbrechendes „Ja!“ Die Braut schien die Frage nicht zu verstehen oder sich zu besinnen, so daß ihr Geliebter ihr einen derben Rippenstoß mit dem linken Ellenbogen gab und sie ein leises „Ja“ stöhnte.

Am andern Tag kam die junge Ehefrau zum Pfarrer, brachte die Traugebühren und sagte ihm schönen Dank für die schöne Traured.

„Hat's Eindruck gemacht?“ fragte er.

„D, 's hat mich gelächert, wie ich gesehen habe, daß er Thränen vergossen hat, der Heuchler. Der und weinen!“

„Und hat's was geholfen?“

„Nun bis heut hat's noch nichts gegeben.“

„Also wollen wir weiter sehen.“

„Ja wir wollen sehen. Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Frau Rupp.“

„Rupp? Bin ich nimmer die Biedermännin? Herr Pfarrer, ich bit' Sie, lassen Sie mir meinen ehrlichen Namen.“

„Ich hab' gemeint, es freut Euch, auch einmal Frau Rupp zu heißen. Also Biedermännin, auf Wiedersehen!“

3.

Das Wiedersehen erfolgte nach vierzehn Tagen. Aber es war ein gar trauriges.

Kam dem Pfarrer da auf der Straße eine Frau entgegen, den Kopf in Binden gewickelt nach allen

Richtungen. Mit Mühe erkennt der Pfarrer in der Verwundeten die neulich getraute Ehefrau.

„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“

„Ja, sehen Sie's jetzt: Ich hab's ja zum voraus gesagt. Jetzt hab' ich's.“ Es klang nicht wie Klage, sondern wie eine Art Befriedigung, daß sie recht gehabt habe mit ihren Prophezeiungen und mit ihrem Sträuben gegen die Ehe.

„So hat er Euch zugerichtet?“ fragte der Pfarrer verwundert, „trotz der Thränen am Altar?“

„Ich hab's ja gesagt, — er ist ein Heuchler,“ wiederholte sie, als ob sie erfreut wäre, daß sie recht gehabt habe.



„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“

Der Pfarrer wurde nachdenklich. Er schaute die große, stattliche, handfeste Frau an und verglich damit den kleinen Knirps, der sie so zugerichtet hatte.

„Biedermännin,“ sagte er, „habt Ihr Euch nicht gewehrt gegen ihn?“

„Ich — gewehrt — gegen ihn?“ sagte die Frau, als ob der Pfarrer sie gefragt, ob sie einer unsagbaren Missethat fähig wäre.

„Ja, Ihr — gewehrt — gegen ihn!“ betonte er scharf, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nun, so will ich Euch den einen Rat geben, den ich Euch vor der Hochzeit hätte geben sollen: ein Rezept gegen Schläge, vielleicht hilft's! Wenn er wieder einmal kommt und Euch — leidet's nicht, wehrt Euch!“

Die Frau riß die Augen auf, als ob der Pfarrer ihr etwas Unerhörtes zugemutet hätte.

„Nicht leiden, wehren? Darf ich, soll ich?“

„Zawohl,“ nickte der Pfarrer.

„Das raten Sie mir, Herr Pfarrer?“

„Ja, ich, Euer Pfarrer, rat's Euch nicht nur, ich befehl' es Euch bei Eurer Ehepflicht. Euer Mann steht noch im Alten Bund, und da heißt es nicht: So dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm auch den linken dar! sondern: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Beule um Beule! Ihr heißt jetzt Kupp und nicht mehr Biedermännin, also benehmt Euch auch nach Eurem rechtmäßigen Namen. Adjes, Frau Kupp.“

Und fort war er, während sie noch kopfschüttelnd dem Geistlichen nachsah.

4.

Lange Zeit verging und der Pfarrer sah und hörte nichts von dem Ehepaar Kupp-Biedermann. Nur eines Tages, als er in einer Tauffeier durch die Straße fuhr, bemerkte er im raschen Vorüberfahren eine große Frau mit einem kleinen Mann gar einträchtig, ja zärtlich nach einem Sommergarten wandeln.

Nach Jahr und Tag aber, als der Pfarrer die Eheleute fast vergessen hatte, sah er das Ehepaar miteinander in der Kirche sitzen und nach dem Gottesdienste erschien die Frau Kupp in der Sakristei, legte ein Selbststück hin und sagte: „Ich wollt' es eigentlich in den Klingelbeutel werfen, aber da ich nicht recht mit dem Schreiben behaftet bin, so will ich's mündlich bringen: 's ist für ein armes Ehepaar, aus Dankbarkeit für unsere Ehe. Heut vor einem Jahr war unser Hochzeitstag.“

„Wo ist's gut ausgefallen?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Sehr gut. O Ihr Rat war ein Wink vom Himmel. Wie er damals's nächste Mal mit einem Dampus heimgekommen ist und mich wieder hat — wollen, habe ich an Ihr Wort gedacht und gesagt: ‚Hör, Karl, wir sind jetzt Mann und Frau, 's geht nimmer so.‘ Er aber hat wieder das Ellenmaß runtergelangt und auf mich eindreschen wollen. Da hab' ich's ihm aus der Hand gerissen und ihm ein paar mal angemessen rechts und links. Er ist ganz verstaubt drüber dagestanden, war auf einmal nüchtern und schrie, ich

wäre toll geworden. Ich sagte ihm aber: nein, ich hätt' mich nur auf meine Ehepflicht besonnen und ich thät's überhaupt nimmer leiden, daß er seine ehrbare Ehefrau schlägt und thät' mich wehren, und wenn er nochmal so käm', thät' ich's wieder. Dann ist er ganz degenmäßig geworden. Und das nächste Mal, als er wieder uneben kommen wollte, habe ich nur so zu thun brauchen, als lange ich nach dem Ellenmaß; da hat er klein beigegeben. Ja, weil es mit ihm nur nach einem Kausch so gefährlich geworden ist, hat er sich das abgewöhnt und ist ganz manierlich und ordentlich geworden. Da hab' ich nun meinen Dant sagen wollen: Vergelt's Gott, Herr Pfarrer, was Sie mir damals gesagt haben, das war ein wahres Wort Gottes!“

Alles muß drauf gehen.

Von J. Mähly.

An einem Sonnabend stecken im Wirtshaus zum goldenen Hirsch die Bauern die Köpfe zusammen und erzählten sich von einem ungewöhnlichen Ereignis: der Hopfen-Franz — so hieß er im Dorf, weil er einen einträglichem Handel mit selbstgebautein Hopfen betrieb — sollte eine große Erbschaft gemacht haben von drüben her, aus Amerika, und man sah es den Bauern an den Gesichtern an, daß jeder diese Erbschaft lieber selbst gemacht hätte, und daß sie's dem Franz weidlich mißgönnten, denn er war nicht beliebt im Dorf. Ohne seine Schuld. Er war eben aus anderem und besserem Holz geschnitzt als die meisten Dörfler. Er trieb seinen Handel nicht im alten hergebrachten Schlendrian, sondern rationell, und sah sich fleißig nach den neuen Erfindungen im Landbau um. Darum war auch sein Ackerland das schönste und ergiebigste weit und breit — und das genügte, um ihn bei einem großen Teil der Bauersame verhaßt zu machen. Und nun vollends die Erbschaft! Was sich die Bauern davon erzählten, verhielt sich in der That so. Er hatte vor Jahren in bösen Zeiten einen poltischen Flüchtling, der bei Nacht und Nebel an seine Thür geklopft hatte, aus purem Mitleid aufgenommen und in seiner Scheune wochenlang verborgen gehalten, dann aber ihm zur Flucht verholfen. Dem Flüchtigen war es gelungen, übers Meer zu entkommen, dort ein Haus zu gründen und sich nach und nach ein schönes Vermögen zu erwerben. Da er kinderlos starb, hatte er seinem Retter einen guten Teil seines Vermögens vermacht. Dieser wußte, daß ihm viele Dörfler seinen Wohlstand und ganz besonders die Erbschaft mißgönnten, obschon Franz dem Gemeindefackel manche Spende zufließen ließ und den Armen im Dorf seine milde Hand gern öffnete. Besonders ingrimmig haßte ihn der Anken-Frieder, der ein einträgliches Spezereigeschäft führte und daneben ein kleines Wochenblatt, den „Dorfboten“, druckte, ein ebenso wohlhabiger als geiziger Patron, der freiwillig nur das spendete, was ihn nichts kostete, nämlich böse Worte und gehässige Reden. Im Nehmen aber war er sehr weitherzig, und wo es gratis herging, war er mit Leib und Seele dabei. Seinen Haß hatte er be-